

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 4 (1991)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geschichte der Spen zu Wartau

Jakob Gabathuler: «Die Spen zu Wartau. Wie die Wartauer einst ihre eigenen und zugelaufenen Armen durch den Ertrag aus Spenden unterstützten.» Werdenberger Bücher-Reihe, Bd. 9, Buchs Druck und Verlag, Buchs 1989, 222 Seiten.

Die Spen – der Ausdruck ist von Spende abgeleitet – hatte ihre Wurzeln wahrscheinlich in der kirchlichen Armenversorgung des Mittelalters. Aus Spenden gewonnene Kapitalien wurden zu einem festen Zinssatz von 5 Prozent ausgeliehen und der Zinsertrag für die Armenfürsorge eingesetzt. Die Wartauer Bevölkerung verwaltete dieses Sozialwerk selbst; es war damit dem Zugriff der Obrigkeit (der Grafen, später der Landvögte) entzogen. In der Zeit der Helvetik ging das Spenvermögen in das Armengut der Politischen Gemeinde über. Die Einrichtung der Spen war auch in andern Werdenberger Gemeinden bekannt.

Gabathulers Hauptquelle ist das Spenbuch aus dem Archiv der Ortsgemeinde Wartau, welches den Zeitraum zwischen 1691 und 1807 umfasst. Einleitend kommt er auf die Ursachen von Armut und Elend in früheren Jahrhunderten zu sprechen, welche er weniger im angeblichen Müssiggang und in der Verschwendungssucht breiter Kreise erblickt, wie das die damalige Obrigkeit tat, sondern hauptsächlich in wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen, aber auch in der gesellschaftlichen Struktur des Ancien régime. Entsprechend der obrigkeitlichen Sichtweise versuchten die Landvögte, der Armut mit sogenannten Mandaten zu Leibe zu rücken, die hauptsächlich in einer Einschränkung von Lustbarkeiten aller Art das Heilmittel sahen. Kurz skizziert der Autor sodann den wirtschaftlichen und sozialen Zustand Wartaus im 17. und 18. Jahrhundert.

In einem ersten Kapitel geht Gabathuler der Herkunft des Wartauer Spengutes nach. Möglicherweise ist die Spen aus einer kirchlichen Institution des Mittelalters herausgewachsen; vor der Reformation wurde die Kirche nämlich immer wieder mit Vermächtnissen an Geld und Gütern zuhänden der Armenpflege bedacht. Dies vermöchte auch den fehlenden Einfluss der weltlichen Obrigkeit (Landvogt) auf diese Sozialeinrichtung zu erklären. Das Spenkapital erfuhr im untersuchten Zeitraum wiederholt Aufstockungen durch wohlthätige Zuwendungen von Privatpersonen. Beispiele solcher Vermächtnisse sind im Buch dokumentiert.

Ein zweiter Schwerpunkt ist dem Amt des Spenvogts, dem auf Lebenszeit gewählten Verwalter des Spengutes, gewidmet. Voraussetzungen für diesen Posten waren Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Zugehörigkeit zur lokalen Oberschicht bildete hingegen keine Bedingung, finden sich doch Angehörige fast aller Wartauer Geschlechter darunter. Der Spenvogt war eine Art «Bankverwalter»: Er musste darauf achten, dass die Kapitalien nur gegen sichere Pfänder ausgegeben wurden. Zudem war er für den Einzug des Zinses verantwortlich. Sein Lohn betrug 6 fl. (Gulden) jährlich, zuzüglich Spenen.

Ein wichtiger Ausgabenposten der Spen betraf die Bettelführen: Da man umherziehende Bettler möglichst schnell wieder über die Gemeindegrenzen befördern wollte, wurden Kranke und Gebrechliche mit einem Fuhrwerk transportiert. Gewährt wurde ihnen auf Kosten der Spen lediglich eine Zehrung, wenn immer möglich aber keine Rast (Übernachtung).

Gabathuler gewährt uns auch Einblick in einzelne Schuldenkonti. Die Spenbank wurde hauptsächlich von Bauern und Handwerkern aus der Gemeinde benutzt; erstere mussten jeweils auf Martini (11. November) zinsen, letztere auf Georgi (23. April). Darlehen wurden auch

über die Gemeindegrenze hinaus gewährt, hauptsächlich ins benachbarte Sarganserland, und nicht nur an Private, sondern auch an Gemeinde, Kirche und Schule. Die Spenbank bot der einheimischen Bevölkerung eine willkommene Alternative zur Abhängigkeit von auswärtigen Geldgebern und Wucherern. Zudem musste in der Gemeinde Wartau im untersuchten Zeitraum nie eine Armensteuer erhoben werden, da die Erträge aus der Spen für die Armenfürsorge ausreichten.

Bis zum Umsturz von 1798 war das Spenvermögen auf rund 4000 fl. angewachsen, erlitt aber durch die Belastungen der Besatzungszeit einen massiven Rückschlag. Zwar strebte die Helvetik im Grundsatz eine Humanisierung der Armenpflege an; dass die politische Praxis häufig ganz anders aussah, zeigt Gabathuler eindrücklich anhand der «Bettlerjagd» von 1803, welche die st.gallische Regierung höchstpersönlich anordnete. Gegenüber dem 18. Jahrhundert war die Zahl der durch die Spen unterstützten Gemeindebürger stark gestiegen. Dies dürfte in erster Linie mit den damaligen Kriegswirren zusammenhängen, aber auch mit Viehseuchen und dem Niedergang des Sulzerschen Fabrikations- und Speditionshauses in Azmoos. Dennoch stand Wartau mit einem Armenanteil von rund 10 Prozent (1817) im Vergleich zu den übrigen Werdenberger Gemeinden relativ gut da. – Interessante Exkurse sind den Hungerjahren 1771/72 sowie 1816/17 gewidmet, die auch im Werdenberg zahlreiche Todesopfer forderten und die Armenfürsorge auf eine harte Bewährungsprobe stellten.

Der zweite Teil der Untersuchung beleuchtet streiflichtartig die Entwicklung von der Spenbank zur Lokalkbank. An die Stelle der Spenbank als Kreditgeber traten zunächst gut betuchte Private (einheimische und auswärtige) sowie einzelne auswärtige Banken. Darlehen flossen namentlich von reichen Glarner Bürgern ins

Werdenberg (daher die Redensart vom «Gäلتschüsser vu Glaaris»).

Kernstück dieses Teils bildet aber die Darstellung verschiedener Einzelschicksale aus dem Wartau, an denen die wirtschaftliche Entwicklung in der Gemeinde im 18. und 19. Jahrhundert aus verschiedenen Perspektiven exemplarisch beleuchtet wird. Die eher trockene Materie erhält dadurch einen lebendigen praktischen Bezug. Als besonderes Verdienst Gabathulers darf die Aufarbeitung von drei Wartauer Frauenschicksalen hervorgehoben werden.

Im Jahr 1879 entstand die «Spar- und Leihkasse Wartau-Sevelen». Anstoss dazu gaben Klagen über auswärtige Banken, welche Wucherzinsen verlangten. Mit der Spar- und Leihkasse wurde gewissermaßen die durch die Spenbank begründete Tradition wieder aufgenommen.

Mit der vorliegenden Publikation ist es Jakob Gabathuler gelungen, ein interessantes, aber bislang weitgehend unbekanntes Kapitel Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unserer engeren Heimat für eine breitere Öffentlichkeit erlebbar zu machen. Verschiedentlich streut der Autor treffliche Zitate aus den Werken Johann Heinrich Pestalozzis in den Text ein, in dessen humanistisch-aufklärerischem Geist er auch das Wirken der Wartauer Spen interpretiert. Gabathuler bemühte sich, wenn immer möglich die erwähnten Personen genealogisch-biographisch einzuordnen, so dass dieses Buch auch für den Familienforscher eine wahre Fundgrube birgt. Mit der einführenden Darstellung einzelner Lebensschicksale – seien es Spenvögte, Schuldner, Kreditgeber, aber auch Frauen – gewinnt das Buch an Lebendigkeit. Durch zahlreiche Quellenbeispiele konfrontiert uns der Autor immer wieder mit dem «Rohstoff» des Historikers, was an die Leserinnen und Leser gewisse Anforderungen stellt, dem Stoff aber zugleich eine höhere Anschaulichkeit verleiht. Der Gang durch die Wartauer Wirtschafts- und Sozialgeschichte der letzten Jahrhunderte ist auch für Nichthistoriker(innen) lohnend und aufschlussreich.

Werner Hagmann, Sevelen

Grabs, Werdenberg und Buchs in alten Ansichten

Ernst Hofmänner, Niklaus Kubli: «Grabs, Werdenberg, Buchs – seinerzeit.» Hg.

Buchs Druck und Verlag, Buchs 1990, 206 Seiten.

Alte Ansichtskarten sind mittlerweile zu begehrten und teuren Sammelobjekten geworden. Die enorme Veränderung unseres Siedlungs- und Landschaftsbildes, Hand in Hand mit industriellen und sozialen Umwälzungen von gewaltigem Ausmass, haben unserer Generation in diesem Umfeld mehr Wandel gebracht als es jeder früheren auch nur vorstellbar gewesen wäre.

Der vorliegende Ansichtskartenband trifft also auf ein sensibles Publikum, das ihn nicht als abstraktes historisches Buch, sondern als Dokumentation erlebter Geschichte auffassen wird. Die Auswahl von gegen 400 Bildern aus Niklaus Kublis Sammlung umfasst den Zeitraum eines Jahrhunderts und vermittelt in mancher Hinsicht ausgezeichnete visuelle Einblicke in die rasante Entwicklung dieser Zeitspanne. Sie berichten vom Einzug der Hochkonjunktur mit ihren baulichen und verkehrstechnischen Auswirkungen, der Angleichung einer einst recht abgeschiedenen ländlich-bäuerlichen Bevölkerung an die uniforme, moderne Gesellschaft, was sich in Arbeit und Freizeit, Ernährung und Bekleidung, im frohen Vereinsleben und in den Nöten der Krisenzeiten augenfällig widerspiegelt.

Daneben hält der Band, gleichsam auf einer zweiten Ebene, noch eine andere, wichtige Entwicklung fest: Nicht zuletzt dank der hervorragenden Wiedergabe des Bildmaterials beinhaltet er einen hundertjährigen Ablauf photographischer Möglichkeiten und Darstellung, aber auch graphischer Gestaltung und künstlerischer Illustration.

Die Texte hat Ernst Hofmänner verfasst. Als langjähriger lokaler Chronist weiss er aus dem vollen zu schöpfen; munter plaudert er von alten Zeiten, von Begebenheiten und Leuten, weiss unzählige Details und Daten, kann anhand von Bilderfolgen interessante, längst vergessene Geschichten erzählen.

Schade ist, dass ein Werk von solch relativ luxuriöser Ausstattung mit Mängeln behaftet ist, die zu umgehen gewesen wären. Zunächst fällt auf, dass sowohl auf den Titelseiten wie im Impressum Herausgeber, Text- und Bildautor nicht genannt sind. Weiter ist die Gliederung des Materials zu einem Rundgang nicht durchwegs geglückt, und Wort und Bild sind zeitweilig störend asynchron, weil gewisse bevor-

zugte Partien mit Text überladen, andere eher knapp bedacht sind. So sind Einschübe gemacht worden, die nur sehr bedingt mit der Thematik des Buches zu tun haben (Sagen), was wiederum zu redaktionell zweifelhaften Entscheiden wie Textverschiebungen, unterschiedlichen Schriftgraden oder gar Aufteilungen von Einheiten (Grabserbach) geführt hat. Das Lektorat hat sich offenbar schwergewichtig auf das Ausmerzen von orthographischen Fehlern beschränkt. Wünschenswert wäre auch eine sachlich kritische Durchsicht gewesen, die beispielsweise textliche Abschlüsse wirklich ans Ende gesetzt, falsche Jahreszahlen (Gründung des Kantons St.Gallen) korrigiert und ein Quellenverzeichnis verlangt hätte.

Trotz gewisser Nachteile ist das Werk eine echte Bereicherung auf dem einheimischen Büchermarkt; für den heimatkundlich Interessierten eine unterhaltsame, ergiebige Fundgrube. N.K.

Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein

Peter Kaiser: «Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein. Nebst Schilderungen aus Chur-Rätien's Vorzeit, 1847.» Neu herausgegeben von Arthur Brunhart. Selbstverlag der Peter Kaiser Stiftung, Vaduz 1989, 2 Bde., 560 und 627 Seiten.

Seit der Liechtensteiner Historiker, Politiker und Erzieher Peter Kaiser (1793–1864) seiner Heimat die erste umfassende historische Gesamtdarstellung widmete, hat das Fürstentum am Alpenrhein eine schon fast legendäre Metamorphose durchlebt. Von Kaiser im Jahre 1848 noch als «ein kleines armes und in vielen Dingen unwissendes Völklein» bezeichnet, entwickelte sich Liechtenstein im 20. Jahrhundert zum wahren Gegenteil, vom Diminutiv vielleicht abgesehen. Ins damit gewachsene Selbstverständnis für die neue Rolle als Industrie- und Finanzland ist die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte intensiv miteinbezogen, die massgeblich und mit Weitsicht vom Historischen Verein für das Fürstentum Liechtenstein und von der 1985 gegründeten Peter Kaiser Stiftung gefördert wird. So ist die Neuherausgabe dieses Klassikers der liechtensteinischen Historiographie mehr als eine verdiente Hommage an den Historiker und Pädagogen Peter Kaiser; es liegt vielmehr ein ge-

schichtliches Basiswerk vor, das für die Weiterführung der historischen Grundlagenforschung wie für das staatsbürgerliche Verständnis des Fürstentums Liechtenstein unverzichtbar ist.

Dass diese Edition die ihr zugemessene Aufgabe in denkbar umfassender Weise zu erfüllen vermag, ist das Verdienst des Bearbeiters Arthur Brunhart, der dem Textband einen Apparateband beifügte, der auch dem anspruchsvollsten wissenschaftlichen Bedürfnis in mustergültiger Weise gerecht wird. Die bei Kaiser nur recht beschränkt vermerkten Quellenverweise sind in Brunharts kritischem Apparat in sorgfältiger Recherchierarbeit auf einen bestmöglichen Stand gebracht worden, von dem aus erst die umfassende Nutzbarkeit von Kaisers Werk gesichert ist. Darüber hinausgehend finden sich zahlreiche Verweise auf zeitgenössische und neuere Literatur und Forschungsergebnisse. Eine weitgreifende Bibliographie und ein umfangreiches Register sowie die genealogischen Tabellen der von Kaiser behandelten Dynastien formen den Band 2 zu einem unentbehrlichen Werkzeug für den Historiker und Geschichtsfreund.

Angesichts der breitgefächerten Ausbildung Peter Kaisers in Geschichte, Religionswissenschaften, Philosophie, Mathematik und griechischer Philologie an den Universitäten Wien und Freiburg im Breisgau erstaunt es nicht, dass er die Geschichte des Landes Liechtenstein in grösseren Zusammenhängen sah und seine detailreiche Darstellung nicht auf eine ausschliesslich liechtensteinische Optik beschränkte. Seine Tätigkeit als Lehrer und Rektor an verschiedenen Gymnasien in den Kantonen Aargau und Graubünden verbanden ihn jeweils mit der historischen Landschaft, und vor allem Graubünden, seiner zweiten Heimat, widmete er eine Reihe von wertvollen geschichtlichen Beiträgen. So bleibt denn die «Kaiser-Chronik» auch für einen weiten Raum rund um Liechtenstein, und nicht zuletzt für das Werdenberg, eine fundamentale Geschichtsdarstellung, dem Forscher dank des Apparates höchst dienlich, dem Geschichtsliebhaber dank des typographischen Neusatzes und der überaus gepflegten Ausstattung ein Lesegenuss.

Gerhard R. Hochuli, Buchs

Grabser Heimatkunde

Peter Hasler: «Grabser Heimatkunde. 50 Fragen – 50 Antworten.» Bradford AG, Grabs 1990, 56 Seiten.

Heimatkunde ist ein Begriff, der vieles meint. Zu vieles, um auch nur in der eigenen Gemeinde über all das Bescheid zu wissen, was er umfasst. Geschichte, Geographie, Natur- und Volkskunde sind ja nur Oberbegriffe, die sich wieder in mannigfache Spezialgebiete gliedern lassen. Nicht zufällig ist es ein Volksschullehrer, der sich entschlossen hat, seine in jahrelanger Sammeltätigkeit zusammengetragenen Kenntnisse auf diesem weiten Gebiet in einem Büchlein zu versammeln und zu veröffentlichen. Für ihn ist Heimatkunde nicht zuletzt ein Unterrichtsfach, für das er die Grundlagen weitgehend selbst zu erarbeiten hat und das ihm auf jede beantwortete Frage wieder neue Fragen beschert.

Folgerichtig hat er deshalb Daten, Kurzbeschreibungen und Zusammenhänge in Fragen und Antworten gefasst und sich bemüht, im sprachlichen und sachlichen Schwierigkeitsgrad dem Primarschüler gerecht zu werden (wonach der Korrektor dann leider einige wenige grammatikalische Unebenheiten nicht ausgemerzt hat). Dank der enormen Fülle von Informationen bietet das Büchlein aber gleichermassen auch dem Erwachsenen ausserordentlich nützliche Dienste an, wobei ihm ein Register das Nachschlagen leicht macht. Zwar will und kann es in keinem der ausgewählten Bereiche wissenschaftlich ergiebig in die Tiefe gehen, versäumt es aber andererseits nicht, gelegentlich auf weiterführende Literatur hinzuweisen. Die handliche, sehr gediegen ausgestattete Schrift kann jedem, der in Grabs unterwegs ist, ein wertvoller Begleiter sein, wenn sich auch der Ortsfremde ohne zusätzliche Orientierungskarte (die vielleicht hätte beigelegt werden sollen) oftmals nicht leicht wird zurechtfinden können.

Natürlich ist es schwierig, als Autor über Umfang, Vollständigkeit, Ausführlichkeit und Schwergewichte eines geplanten Werkes zu entscheiden, und leicht, das Produkt als Leser schliesslich zu kritisieren. Offensichtlich aus beruflichen Überlegungen hat Hasler bestimmten Gebieten grosszügiger Raum zugestanden als anderen. Während beispielsweise das Thema Wasser recht breit und mit ein-

drücklichen Illustrationen (des Berufskollegen This Isler vom Grabserberg) dargestellt ist, wurde der doch bewegten eidgenössischen Untertanenzeit vergleichsweise wenig Platz eingeräumt, zumal das geschichtsträchtige Schloss und Städtchen Werdenberg dies geradezu erheischen.

Erstaunlich ist bei dieser gedrängten Fassung immer wieder die Treffsicherheit der Antworten, die nur selten halbbatzig oder gar irreführend wirken. (Ausnahmebeispiele: Es könnte der Eindruck entstehen, das Chörbliwasser, der Wildmuser oder gewisse Dialektausdrücke seien ausschliesslich in Grabs beheimatet; die Aussage, den Bezirk Werdenberg gebe es erst seit 1831, ruft unweigerlich der vorenthaltenen Auskunft darüber, wohin Grabs denn vorher gehört habe.) Alles in allem jedoch ist die Auswahl gut getroffen. Auf Schritt und Tritt begegnet man auch dem unbekannten, dem eigenartigen, dem einzigartigen Grabs und lässt sich von den vielen genauen Zahlen immer wieder neu beeindrucken.

Bereits ist in den Nachbargemeinden der Ruf nach entsprechenden Publikationen zu hören, der Ruf auch nach einer ebenso leichtfasslichen Ausgabe der werdenbergischen Lokalgeschichte. Die Grabser Heimatkunde als Verwirklichung einer Idee, die fraglos einem echten Bedürfnis entsprungen ist, könnte hiefür durchaus als Modell dienen.

N.K.

Blicke hinter die Tradition des Toggenburger Bauernhauses

Jost Kirchgraber: «Das bäuerliche Toggenburger Haus und seine Kultur im oberen Thur- und Neckertal zwischen 1648 und 1798». VGS Verlagsgemeinschaft St. Gallen. St. Gallen 1990, 208 Seiten.

Mit den gängigen Bauernhaus-Fotobüchern, wie es sie in unserer Zeit der Sehnsucht nach verlorenen Werten zuhauf auch gibt, hat das Buch des Wattwiler Kantonsschullehrers Jost Kirchgraber wenig Gemeinsames. Bereits der Titel weist darauf hin, dass es um mehr als nur um traditionelle Bauformen, schöne Proportionen oder gefälliges Schmuckwerk geht. Nicht zufällig umfassen die herausgegriffenen 150 Jahre den Zeitabschnitt zwischen dem Ende des Dreissigjährigen Krieges und dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft. Es ist für das obere Toggenburg die Zeit, in der sich die Wogen der konfessionellen Konflikte des 17.

Jahrhunderts glätteten und sich eine eigentliche Kulturlüte entfalten konnte. Dennoch blieben der religiöse Einfluss und konfessionelle Spannungen dominierend genug, dass sich im protestantischen oberen Toggenburg ein vom unteren, katholischen Thurtal unterscheidbarer Kulturraum entwickeln konnte. Der von Kirchgraber gezogene geographische Rahmen umfasst das vorwiegend protestantische mittlere und obere Toggenburg. Und wenn sein Zeitabschnitt mit dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft endet, so deshalb, weil die damit anbrechende neue Zeit viele der bis anhin geltenden Inhalte, Strukturen und Werte versinken liess, diese allenfalls auf Traditionen, auf eine zur Vergangenheit beziehungslose Folklore reduzierte.

Das klassische Toggenburger Bauernhaus, sagt Kirchgraber, sei ein protestantisches Haus. Entwickelt habe es sich im definierten Zeitabschnitt. Im 19. Jahrhundert war es bereits bestehende Tradition. Indem Kirchgraber in die Zeit der Entwicklung zurückschaut, wird es ihm möglich, deren Hintergründe zu zeichnen als ein vielmaschiges Netzwerk verschiedener Einflüsse, von Kräften und Zwängen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, von Bildungsinhalten, von politischen und religiösen Verhältnissen: Dieses Netzwerk ist der Hauptgegenstand seines Buches, in ihm erst erschliesst sich – so seine These – das im Volk entstandene Kulturobjekt Bauernhaus. Die Suche nach hinter Form und Stil verborgenem alogischen Wissen, das Erforschen der Knüpfungspunkte zwischen Leben und Form führen Kirchgrabers Buch weit über den Wert eines rein rational-technisch orientierten architekturgeschichtlichen Werkes hinaus.

Der Autor sucht das Toggenburger Bauernhaus aus dem Leben und aus den Lebensbedingungen heraus zu fassen und zu erklären. Die Bedeutung, die er dabei religiös-konfessionellen Umständen beimisst, mag vorerst überraschen, wird aber bei intensiverer Lektüre glaubwürdig, zumal er nicht an Thesen haften bleibt, sondern fundiert begründet und differenziert auch andere Erklärungsmöglichkeiten anführt und einbezieht. So sehr die persönliche Handschrift des Autors in Erscheinung tritt, so sehr ist das Werk doch konsequent der Wissenschaftlichkeit verpflichtet. Besonderer Beachtung wert sind die zahlreichen – auf einem breiten Wissensfundus beruhenden – regional-

und lokalgeschichtlichen Hinweise, die einerseits der Begründung und dem Verständnis der themaspezifischen Aussagen dienen, andererseits aber auch eine Fülle geschichtlicher Gegebenheiten erschliessen und den behandelten Zeitraum mit Leben erfüllen. Umfangreiche Quellenangaben, ergänzt durch Literaturhinweise, unterstreichen die Wissenschaftlichkeit des Werkes auch im Sinne der Überprüfbarkeit. Dabei würde sich manch Interessierter wohl wünschen, die im Anhang unter Hinweis auf die betreffende Seite zu findenden Angaben wären direkt an der jeweiligen Textstelle markiert. Eine vertiefende Auseinandersetzung würde dadurch erleichtert. Als für den Leser unvorteilhaft erweist sich auch die Trennung von Text und Bildteil (gegen 200, teils farbige Abbildungen); Bildbezüge sind im Text zwar angegeben, doch zwingt die Trennung zu mühsamem Blättern und Suchen.

Kirchgrabers Texte, flüssig und pointiert geschrieben, zeugen von exzellentem Sprachvermögen und bieten in bestem Sinne Lesegenuss. Gleichwohl sind sie aufgrund der Thematik und der inhaltlichen Dichte nicht ohne Anforderungen an den Leser. Hilfestellung in Form typographischer Orientierungshilfen könnte die Lektüre zweifellos erleichtern. Die formal strenge Auffassung des Buchgestalters Jost Hochuli tritt etwas zu ästhetizistisch in Erscheinung, behandelt Text zu sehr als «Graufläche». Die «zu schöne» Typographie wird wirklich Interessierte zwar nicht von der Lektüre abhalten, ist aber für dieses wertvolle Buch, das nicht nur gefallen, sondern auch gelesen werden sollte, dennoch ein gewisses Manko.

H.J.R.

Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 88

Hg. vom Historischen Verein für das Fürstentum Liechtenstein, im Selbstverlag, Vaduz 1990, 252 Seiten.

Das Liechtensteiner Jahrbuch, fast so alt wie unser Jahrhundert, hat ein gänzlich neues Gesicht erhalten. Hatten vordem die grauen Broschüren im kleineren Format noch durchwegs den Eindruck von Fachliteratur für weltfremde Historiker erweckt, erscheint nun der Jahrgang 88 in ansprechendem, ja ausgesprochen attraktivem Kleid und vermag damit ohne

Zweifel einen weiteren Leserkreis zur Lektüre einzuladen.

Noch etwas grösser als das Werdenberger Jahrbuch, in fester Buchform und guter Papierqualität, nützt es grosszügige gestalterische Möglichkeiten aus und stellt jetzt auch für seine Autoren ein Forum dar, das Gehalt und optisches Erscheinungsbild zeitgemäss und angemessen in Übereinstimmung bringt. Die sorgfältige, offensichtlich freudig und engagiert erarbeitete redaktionelle und graphische Ausgestaltung hat zu einem sehr schönen und überzeugenden Ergebnis geführt.

An der inhaltlichen Konzeption hingegen wurde nichts verändert. Eine Neuformulierung der publizistischen Zielsetzungen der Vereinigung drängte sich nicht auf; sie sind nach wie vor bindend. Verhältnismässig wenige, dafür aber in breiter Ausführlichkeit vorliegende Beiträge auf hohem fachlichem und sprachlichem Niveau füllen neben Buchbesprechungen, chronikalischen Angaben und dem Jahresbericht des Liechtensteinischen Landesmuseums über 250 Buchseiten. Wir dürfen dem geschichtlich interessierten Leser eine eingehende Auseinandersetzung mit diesen Arbeiten, die hier nur eine knappe Erwähnung finden können, uneingeschränkt empfehlen.

Peter Geiger hat es verstanden, mit einer umfassenden Analyse des Schicksalsjahres 1938 dem Geschichtsunterricht der neuesten Zeit klare Aussagen zu unterlegen. Gestützt auf eingehendes Quellenstudium, unterbindet dieser Teil seiner Forschungsarbeit zur Geschichte Liechtensteins in der Zwischenkriegszeit und im Zweiten Weltkrieg viele mehr oder weniger geglückte Spekulationen über eine bisher politisch teilweise undurchsichtige Epoche des Landes, indem er die äusserst heikle Aussen- und Innenpolitik des Kleinstaates, den Parteienburgfrieden, die Rolle des neuen Fürsten Franz Josef II., den Einbezug der Nachbarstaaten und die Bedeutung der landeseigenen Minderheiten zu erklären imstande ist.

Paul Vogt legt ein interessantes Dokument aus dem Hausarchiv der Fürsten von Liechtenstein in Wien vor: den Rechenschaftsbericht des Landesverwesers Carl von In der Maur über die Verwaltungsperiode 1884/90 an Fürst Johann II. Ausgezeichnet kommentiert und reichhaltig illustriert, ermöglicht der Beitrag aufschlussreiche Einblicke in die Verwaltungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Für-

stentums mit seinem damals noch externen Souverän zu einer Zeit, als in der Schweiz die demokratische Freiheit eben ihre buntesten patriotischen Blüten trieb. Dem Vorkommen des Hauses Liechtenstein in der deutschen Literatur hat Graham Martin nachgespürt und ist auf seinem Weg durch sieben Jahrhunderte zu ergiebiger Ausbeute gelangt. Was zunächst als germanistische Spielerei erscheinen mag, erweist sich allgemach als reiche Ausbeute bezüglich genealogischer Chronologie. Bemerkenswert ist besonders, wie auf diesem wissenschaftlichen Umweg oftmals Diskrepanzen zwischen der literarischen und der historischen Gewichtung einzelner Persönlichkeiten zutage treten und ebenso, wie Martin verschiedentlich Irrtümer aufdecken und klären kann.

Gleichsam als Ausflug auf ein ihrer Arbeit am Liechtensteiner Namenbuch eng verwandtes Gebiet schlagen Hans Stricker und Herbert Hilbe eine bislang völlig unbekannte Seite im Werk des Komponisten Joseph Gabriel Rheinberger auf. Dessen unveröffentlichtes Wörterbuch des Liechtensteiner Dialekts erfährt in zweierlei Hinsicht eingehende Betrachtung. Während sich die Frage nach dem Warum hauptsächlich nur mit glaubwürdig belegten Mutmassungen beantworten lässt, bringt die Beschäftigung mit dem Inhalt eine Fülle von Erkenntnissen ans Licht. Obwohl Rheinberger das Instrument der modernen Sprachwissenschaftler nicht handhaben konnte und gelegentlich fragliche Einträge vorgenommen hat, ist das Heft in kompakter Form eine reiche Quelle für Gegenstände der heutigen Mundartforschung wie Sprachwandel, -beeinflussung und -grenzen in unserer Region.

Zwei weitere Aufsätze befassen sich mit den neuen Münzfunden vom Lutzagüetli in Gamprin und einem frühen Kapitel der Vaduzer Schulgeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

In freundnachbarlicher Verbundenheit wünschen wir den Herausgebern und Autoren des Liechtensteiner Jahrbuchs, die auch uns als Helfer und Mitarbeiter immer wieder zur Seite stehen, dass die neue Gestalt ihrer Publikation auch als äusseres Zeichen für intern unablässig vorhandenen Elan gedeutet werden darf. N. K.

Funde und Grabungen am Montlingerberg

Regula Anna Steinhäuser-Zimmermann: «Der Montlingerberg im Kanton St. Gallen (Schweiz), Funde und Grabungen von 1898 bis 1960». Dissertation Zürich 1987. Herausgeber: Amt für Kulturpflege des Kantons St. Gallen. Buchs Druck und Verlag, Buchs 1990, 230 Seiten.

Die Archäologie ist eine Wissenschaft, die in der Regel im Stillen betrieben wird und deren Erkenntnisse, abgesehen von wenigen, besonderes Aufsehen erregenden Funden, einer breiteren Öffentlichkeit kaum leicht zugänglich sind. Dies liegt zum einen begründet in der Komplexität dieses Forschungs- und Wissensgebietes, das im wesentlichen aus akribischem, selten spektakulärem Registrieren von Kleinfunden besteht, das eine auch für den Laien attraktive Interpretation schwierig macht, zum andern in der Tatsache, dass der Versuch dazu in Form von allgemein zugänglichen Publikationen relativ selten unternommen wird. Um so erfreulicher ist es, dass das Amt für Kulturpflege des Kantons St. Gallen die Drucklegung der 1987 von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich angenommenen Dissertation von Regula Anna Steinhäuser-Zimmermann mit dem Titel «Der Montlingerberg im Kanton St. Gallen (Schweiz), Funde und Grabungen von 1898 bis 1960» ermöglicht hat und diese bedeutende prähistorische Fundstätte damit in einer umfassenden Monographie zur Darstellung gelangen konnte.

Ziel der Arbeit von Regula Anna Steinhäuser-Zimmermann war es, die vorwiegend aus dem ab der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts von der Internationalen Rheinregulierung betriebenen Steinbruch stammenden nichtkeramischen Altfunde sowie die Grabungen Hans Besslers (1921 bis 1926) und Benedikt Freis (1951 bis 1954 und 1960) vorzustellen und zu interpretieren.

Im einleitenden Teil stellt die Autorin – unterstützt durch Karten und Pläne – die geographische Lage des Montlingerberglis, seine Geologie sowie die Fundgeschichte dar. Im zweiten Kapitel behandelt sie die Funde, die bei den Steinbrucharbeiten der Internationalen Rheinregulierung zum Vorschein kamen, und im dritten Kapitel versucht sie, die Grabungen aus den zwanziger Jahren auszuwerten. Dabei kommt sie unter anderem zum

neuen Schluss, dass Hans Besslers Deutung eines Fundplatzes als Töpferofen-Anlage nicht haltbar ist: Sie interpretiert die dazu verzeichneten Funde als Grundriss eines Block- oder Ständerbaus, wie später noch weitere aufgedeckt wurden. Im Mittelpunkt der Arbeit (viertes Kapitel) steht die Auswertung der Grabungen von Benedikt Frei in den fünfziger Jahren. Aufgrund dieser Funde und der dazu zur Verfügung stehenden Pläne rekonstruiert die Autorin den Besiedlungsablauf, der in der zweiten Hälfte des 11. vorchristlichen Jahrhunderts mit einer regen Siedlungstätigkeit einsetzte und – nach rund 1000 Jahren – in frühromischer Zeit mit einer letzten Siedlungsphase endete. Anhand der Untersuchung der verschiedenen Horizonte unterscheidet Steinhäuser-Zimmermann insgesamt sechs Hauptbesiedlungsphasen, wobei es sich bei der ersten nachgewiesenen Siedlung um eine Handelsniederlassung von einiger Bedeutung gehandelt haben dürfte.

Das fünfte Kapitel enthält eine Abhandlung über die späteisenzeitliche Keramik des Alpenrheintals, die aufgrund der Auswertung der Grabungen und der nichtkeramischen Funde auf dem Montlingerberg, wie die Autorin schreibt, zum Teil nun neu datiert werden könne. Ebenfalls neue, wenn auch nicht abschliessende Erkenntnisse bringen die im sechsten Kapitel zusammengefassten naturwissenschaftlichen Untersuchungen über Keramikverzierungen, die Zusammensetzung von Bronzegegenständen und die Herkunft von Kupferbarren. Im letzten Kapitel wird schliesslich in knapper Kurzform auf einzelne Funde aus der näheren Umgebung des Montlingerberglis eingegangen. Im zweiten Teil des Buches findet der Leser nebst Bibliographie und Quellenachweis sowie Profilen verschiedener Grabungsschnitte auf 89 ganzseitigen Bildtafeln alle aussagekräftigen Fundgegenstände (Werkzeuge, Waffen, Schmuck und Tonscherben) in der Ansicht und im Schnitt dargestellt; in einem umfangreichen Katalog sind sie zudem unter Angabe zahlreicher Details genau beschrieben. Auch wenn diese Zusammenstellung und Deutung der archäologischen Funde als Dissertation primär den Fachwissenschaftler anspricht, vermag sie sowohl im Text wie auch durch die reichhaltige Illustration ebenfalls dem interessierten Nichtfachmann verständliche Einblicke in

die wichtige st.gallische Fundstelle am Montlingerberg zu vermitteln. Um dem Laien deren Einordnung zu erleichtern, wäre dennoch – wenn schon der relativ grosse Aufwand für eine Publikation in Buchform möglich war – ein ergänzender Teil wünschenswert gewesen, der die am Montlingerberg festgestellten Besiedlungsphasen in die grösseren Zusammenhänge mit den jeweiligen Kulturepochen stellen würde.

H.J.R.

Vorarlberg und seine Nachbarn

«Eidgenossen helft euern Brüdern in der Not! Vorarlbergs Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten 1918-1922». Herausgeber Arbeitskreis für regionale Geschichte. 16 Autoren. Redaktion: Gerhard Wanner, Feldkirch, Robert Allgäuer, Vaduz. Dornbirn 1990, 203 Seiten.

Am 11. Mai 1919 sprachen sich über 80 Prozent der Vorarlberger Stimmbürger in einer Volksabstimmung dafür aus, mit der Schweiz Verhandlungen über einen Anschluss aufzunehmen. Im Laufe der Jahrzehnte begannen sich um die Hintergründe dieses historischen Vorgangs Legenden zu ranken, und es wurden teils einseitige, ideologisch motivierte Geschichtsbilder konstruiert. Um solche abzubauen, fand 1989, als sich die Volksabstimmung zum siebzigsten Male jährte, in Vorarlberg eine Vortragsreihe statt, in der versucht wurde, die Anschlussfrage aus unterschiedlichen Sichtweisen zu beleuchten. Diese Vorträge bildeten die Grundlage für den bebilderten Band *«Eidgenossen helft euern Brüdern in der Not!»*. 16 Autoren aus Vorarlberg, Tirol, Liechtenstein, Deutschland und der Schweiz setzen sich darin mit Vorarlbergs Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten in den Jahren 1918 bis 1922 auseinander; in einem Beitrag werden auch die Vorarlberger Einstellungen zur Schweiz im Jahr 1989 behandelt. Herausgegeben wurde der Band vom Arbeitskreis für regionale Geschichte, der im Frühjahr 1989 gegründet wurde und dem insgesamt acht historische Vereine aus Vorarlberg, Liechtenstein, Graubünden und dem Kanton St.Gallen angehören, darunter auch die Historisch-Heimatkundliche Vereinigung des Bezirks Werdenberg.

Der Zusammenbruch der Donaumonarchie führte in Österreich zu verschiedenen weiteren Anschlussbestrebungen, so zu solchen Deutschösterreichs ans Deutsche

Reich und in Vorarlberg selber auch an Württemberg und Bayern. Die Erscheinungen und Beweggründe der einzelnen Tendenzen werden im vorliegenden Band vielschichtig aus unterschiedlichen Sichtweisen ausgeleuchtet. Im Mittelpunkt der Forschungsarbeiten stehen die Beziehungen zwischen Vorarlberg und der Schweiz, wobei auch zur Darstellung kommt, wie sich die Nachbarn in Liechtenstein und Süddeutschland zu den Anschlussbestrebungen verhielten. Ebenfalls behandelt wird die Loslösung Liechtensteins von Österreich und die Zuwendung zur Schweiz. Insgesamt zeichnet sich der Band dadurch aus, dass die Anschlussfragen überregional behandelt werden. Dadurch treten neue Perspektiven, Hypothesen und historische Quellen in Erscheinung, die sich widersprechen können und somit zum Dialog anregen. Gerade letzteren in Bewegung zu halten, ausgehend von einer pluralistischen, offenen und undogmatischen historischen Sichtweise, ist eines der erklärten Ziele der Herausgeber.

Hüben und drüben des Rheins wenig bekannt war die Anschlussfrage und ihre Auswirkungen bisher aus Schweizer Sicht. Nicht zuletzt diesbezüglich vermag der Band wertvolle Aufschlüsse zu vermitteln. So finden sich darin Arbeiten, die die Zusammenhänge der Anschlussbestrebungen mit der innen- und aussenpolitischen Reorientierung der Schweiz in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und unter dem Aspekt der schweizerischen Wirtschaftshilfe an Vorarlberg ausleuchten, ebenfalls Beiträge, die sich mit militärstrategischen (Sicherung der Schweizer Ostgrenze) und – am Beispiel von Bundesrat Felix Calonder, einem vehementen Verfechter der Splügenbahn, – mit wirtschafts- und verkehrspolitischen Motiven für einen Anschluss auseinandersetzen. Bei aller Verschiedenheit der von den einzelnen Autoren beleuchteten Aspekte zeigt sich in mehreren Arbeiten, dass die Vorarlberger Frage für die Schweiz primär ein aussenpolitisches Problem war: Aus übergeordneter Schweizer Sicht ging es vor allem darum, einen Anschluss Österreichs an Deutschland (was man als politische Gefahr für die Ostschweiz betrachtete) zu verhindern beziehungsweise Österreich als selbständigen und lebensfähigen Nachbarstaat zu erhalten. Diesem Ziel mussten sich schliesslich auch die aus der Ostschweiz stammenden Sympathi-

santen eines Anschlusses Vorarlbergs an die Schweiz unterordnen (Bundesrat Felix Calonder, Charles Lardy, Chef der Abteilung für Auswärtiges, und Emil Sonderegger, Generalstabschef der Schweizer Armee von 1920 bis 1923).

Diese inhaltlich wertvolle und wissenschaftlich überzeugende erste Publikation des Arbeitskreises für regionale Geschichte weckt die Hoffnung, dass ihr bald weitere folgen mögen. Dabei wäre zu wünschen, dass die im Erstlingswerk festzustellenden kleinen «Schönheitsfehler» im Lektorat in zukünftigen Erscheinungen vermieden werden könnten, insbesondere aber auch, dass das Selbstverständnis der Herausgeber Ausdruck in einer etwas zeitgemässeren Gestaltung finden würde.

H.J.R.

Der Seluner – ein Findling im Toggenburg

Rea Brändle: *«Johannes Seluner. Findling. Eine Recherche.»* Limmatverlag. Zürich 1990, 137 Seiten.

Wer erwartet, dass das Geheimnis des berühmten taubstummen Findlings aus dem Toggenburg – er war 1844 auf der Alp Selun aufgegriffen und nach ihr benannt worden und ist 1898 im Armenhaus von Nesslau gestorben – endlich gelüftet werde, wird enttäuscht sein von der Recherche der im Obertoggenburg aufgewachsenen ehemaligen Tagesanzeiger-Redaktorin.

Ausgehend von ihren Schul(buch)erinnerungen suchte sie die Spuren und, neugierig geworden über das Verlöschen der Überlieferung in den letzten zwanzig Jahren, trug sie alle erreichbaren Fakten und Berichte zusammen. Das Ergebnis ist bescheiden und doch bezeichnend: Den amtlichen Protokollen, die sich ausschliesslich um die administrative Versorgung und fast rappenspalterische Kostenfolge drehen, stehen die «Mutmassungen und Projektionen» gegenüber, die das Entstehen der legendenartigen Volksüberlieferung aufzeigen, welche die überlieferten Vorgänge ausschmückt zum Mythos vom *Enfant sauvage*: Einfühlsam werden seine verschiedenen Facetten und Motive – etwa die Nähe zu Älplersagen und zur Volkskunde – aufgezeigt und in Kontrast gesetzt zu den prekären Verhältnissen in den überfüllten Armenhäusern des 19. Jahrhunderts. Zeitgeschichtlich interessant ist vor allem die Verbindung

zum Höhlenbewohnermythos, der durch die Wildenmannisloch-Höhle mit den steinzeitlichen Funden nahe lag; beklemmend ist die Darstellung, wie die wissenschaftliche Untersuchung des Skeletts in bedenklicher Nähe zu ideologisch bestimmten Rassentheorien in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts steht. Etwas langatmig und im Resultat dürftig geraten sind die beiden letzten Kapitel; im gesamten aber bleibt ein eindrücklicher Bericht darüber, wie Behörden, Volksmund und Wissenschaft mit einem absolut hilflosen Aussenseiter umgehen, ein mahnendes Beispiel zur sozialen Realität der Originale und Dorfdioten ebenso wie zum Umgang mit Ausgestossenen, Flüchtlingen und Asylanten.

O. A.

Erzählte Vergangenheit

Anton Stucky: «Der Scharfrichter. Ein Blutgericht anno 1767 in der Ostschweiz.» Sarganserländer Verlag. Mels 1989, 111 S. Vom Sarganser Historiker und Geschichtserzähler ist eine neue Erzählung erschienen: «Der Scharfrichter» führt den Leser ins 18. Jahrhundert. Anlass sind das Verhör einer Brandstifterin und die anschließende Hinrichtung. Im Mittelpunkt steht der Scharfrichter Armon, ein geheimnisvoller Zuwanderer aus Böhmen, der viel medizinisches Wissen und ärztliche Erfahrung, vermengt mit allerlei frommen bis abergläubischen Praktiken, mit sich bringt und anwendet, was ihn sowohl bekannt wie beliebt macht als auch in den Geruch der Hexerei bringt. Als Bader darf er sich im Schwefelbad am Fusse des Spleefelsens niederlassen; weil

sein Einfluss auf die Bevölkerung zu gross wird, nötigt ihn die Obrigkeit, das Amt des Scharfrichters zu übernehmen. Neben Armon steht die einheimische Magd Mena, ebenfalls eine Aussenseiterin der Gesellschaft. Einfühlsam schildert Stucky ihre Jugend und ihr von Not und düsteren Aussichten geprägtes Leben, das sie an die Seite Armons führt, mit dem sie zusammenlebt und ein gemeinsames Kind aufzieht. Das Unheil kommt von den Einheimischen: Eine rohe Vergewaltigung erzeugt Demütigung und Hass, was selbst die halbwegs erzwungene Trennung und Verheiratung mit einem unbescholtenen Mann nicht auslöschen kann. Ihre Brandstiftung aus Rache löst einen verhängnisvollen Grossbrand aus.

Mit beachtlichem sprachlichem Aufwand und Liebe zum alten Ausdruck skizziert Stucky Szenen aus früherer Zeit. Darin erscheinen der derbe Alltag der einfachen Bauern ebenso wie die Landvögte, die auf dem Schloss oben ein- und ausziehen. Sehr hübsch und ausdrucksvoll begleiten zahlreiche Federzeichnungen des verstorbenen Helmut Knorr die Bilderfolge. Die Verbindung zur historischen Wirklichkeit – für den Geschichtsfreund, der Fakten und Fiktion trennen möchte, vielleicht etwas gar knapp ausgefallen – schafft ein Stich von Franz Hegi aus der Zeit um 1800, auf dem der Hauptschauplatz der Erzählung, das «Räterhaus» zum Schwefelbad und das Henkerhaus beim Spleefelsen, abseits des Städtchens, erscheint. Der Leser wird berührt und aufgerührt von der Härte und Unpersönlichkeit damaliger Rechtssprechung, wo «meist nur die Tat als solche nach der 'Constitutio criminalis Carolina' von 1532 beurteilt

wurde, nicht der Täter als Individuum» (Klappentext). So regt das kleine Buch, dem viele Leser zu wünschen sind, zum Nachdenken an.

O. A.

Alte Geschichten – nochmals erhältlich

Leonhard Gantenbein-Alder: «Geschichte des Bezirkes Werdenberg.» J. Kuhn's Erben. Buchs 1941–1948. 576 Seiten. Erhältlich bei HHVW / Frau E. Dürr, Brugg, 9473 Gams

In bedrängter Zeit und aus Anlass der 650-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft hatte Leonhard Gantenbein ab 1941 bis 1948 im Selbstverlag neun Bändchen Werdenberger Geschichte herausgegeben. Darin erzählt er die Geschichte des Bezirks von den Anfängen bis zum Einmarsch der Franzosen nach der Darstellung und den Daten, welche die Forschung des 19. Jahrhunderts erarbeitet hatte. Der gut lesbare Text verzichtet auf Übersichten, Register und genaue Zitierung, so dass der Leser sich nur mühsam in den langen Kapiteln des über 500seitigen Werkes zurechtfindet. – Aus dem Nachlass des Autors sind unlängst etwa 180 Exemplare zum Vorschein gekommen. Auf Veranlassung der Historisch-Heimatkundlichen Vereinigung konnten zwei fehlende Heftchen nachgedruckt werden, so dass die gesamte Lieferung als Erinnerung an den Werdenberger Geschichtsfreund Gantenbein wieder erhältlich ist. Der Erlös aus diesem unerwarteten Fund kommt der HHVW zugute. – Die Bändchen sind erhältlich zum Preis von 55 Franken bei Frau Emma Dürr, Brugg, 9473 Gams.

O. A.